

Über die Autorin:

Nita Prose ist Cheflektorin der kanadischen Verlagsdependance Simon&Schuster und betreute schon viele Bestsellerautor*innen. In ihrer Freizeit liebt sie es, in ihrem Garten zu graben, Salsa zu tanzen oder mit ihrem Hund spazieren zu gehen. Sie lebt in Toronto – in einem nur mittelmäßig gut geputztem Haus. »The Maid« ist ihr Debüt.
www.nitaprose.com

NITA PROSE

The
MAID

Ein Zimmermädchen
ermittelt



Aus dem Englischen
von Alice Jakubeit

DROEMER*

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2022 bei Ballentine Books,
ein Imprint von Penguin Random House LLC, New York.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.droemer.de

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich die Verlagsgruppe Droemer Knauer zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt. Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de



Deutsche Erstausgabe Februar 2022

Droemer HC

© 2022 by Nita Prose Inc

All rights reserved

© 2022 der deutschsprachigen Ausgabe Droemer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

»The Maid« ist ein fiktionales Werk. Namen, Figuren, Orte und Ereignisse sind der Fantasie der Autorin entsprungen oder wurden fiktiv verwendet. Jede Ähnlichkeit mit tatsächlichen Ereignissen, Örtlichkeiten oder lebenden wie toten Personen ist rein zufällig.

Redaktion: Birgit Förster

Covergestaltung: Zero Media, Sarah Pilger

Coverabbildung: Composing aus diversen Motiven von FinePic®, München

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-28384-4

2 4 5 3 1

Für Jackie

PROLOG

Ich bin Ihr Zimmermädchen. Ich bin die, die Ihr Hotelzimmer reinigt, die wie ein Phantom hereinkommt, während Sie sich draußen amüsieren, ohne jeden Gedanken an das, was Sie hinterlassen haben, das Durcheinander, oder was ich womöglich sehe, wenn Sie nicht hier sind.

Ich bin die, die Ihren Papierkorb leert und die Quittungen wegwirft, die niemand finden soll. Ich bin die, die Ihr Bett frisch bezieht, die sieht, ob Sie darin geschlafen haben und ob Sie heute Nacht allein waren oder nicht. Ich bin die, die Ihre Schuhe ordentlich neben die Tür stellt, Ihre Kissen aufschüttelt und einzelne Haare darauf findet. Ihre? Unwahrscheinlich. Ich bin die, die hinter Ihnen sauber macht, nachdem Sie zu viel getrunken und den Toilettensitz beschmutzt haben oder Schlimmeres.

Wenn ich mit meiner Arbeit fertig bin, ist Ihr Zimmer makellos. Ihr Bett ist akkurat gemacht, so, als hätte nie jemand darin gelegen, die vier Kissen aufgeschüttelt. Der Staub und der Schmutz, den Sie hinterlassen haben, sind spurlos weggesaugt. Im frisch geputzten Spiegel blickt Ihnen Ihre Unschuldsmiene entgegen. Es ist, als wären Sie nie hier gewesen. Als wären Ihr ganzer Schmutz, alle Ihre Lügen und Täuschungen ausgelöscht.

Ich bin Ihr Zimmermädchen. Ich weiß so viel über Sie. Aber wenn es darauf ankommt: Was wissen Sie schon über mich?



MONTAG



KAPITEL 1

Mir ist durchaus bewusst, dass mein Name lächerlich ist. Bevor ich vor vier Jahren diese Arbeit annahm, war er das nicht. Ich heiße Molly und bin im Regency Grand Hotel Zimmermädchen, auf Englisch *maid*. Alle denken an Molly Maid, die bekannte Reinigungsfirma. Ein Witz. Bevor ich diese Stelle antrat, war Molly einfach ein Name, mir von meiner mir fremden Mutter gegeben, die mich vor so langer Zeit verließ, dass ich keine Erinnerungen an sie habe – nur ein paar Fotos und die Geschichten, die Gran, meine Oma, mir erzählt hat. Gran sagte, meine Mutter habe Molly als Namen für ein Mädchen hübsch gefunden, weil man dabei an apfelrote Wangen und Zöpfe denkt, was ich zufällig beides nicht habe. Mein Haar ist schlicht und schwarz und zu einem ordentlichen, geraden Bob geschnitten. Ich scheitele das Haar in der Mitte – genau in der Mitte – und kämme es glatt und gerade. Schlicht und akkurat, so ist es mir am liebsten.

Ich habe spitze Wangenknochen und eine helle Haut, die manche Leute bewundern. Warum, weiß ich nicht. Ich bin so weiß wie die Betten, die ich den ganzen Tag lang mache oder frisch beziehe, mache oder frisch beziehe in den gut zwanzig Zimmern, die ich in Ordnung bringe für die geschätzten Gäste des Regency Grand, ein Fünf-Sterne-Boutiquehotel, das sich »kultivierter Eleganz und einer Etikette, die der heutigen Zeit entspricht«, rühmt.

Nie im Leben hätte ich gedacht, dass ich einmal eine so vornehme Stellung in einem prächtigen Hotel innehaben würde. Andere sehen das nicht so, sie halten ein Zimmermädchen für eine unbedeutende Person, die nicht zählt, das weiß ich. Wir sollen alle danach streben, Ärzte und Rechtsanwälte und reiche Immobilienmagnate zu werden. Aber nicht ich. Ich bin so

dankbar für meine Arbeitsstelle, dass ich mich jeden Tag kneife. Wirklich. Besonders jetzt ohne Gran. Ohne sie ist zu Hause nicht mehr zu Hause. Es kommt mir vor, als wäre alle Farbe aus unserer Wohnung gesickert. Aber sobald ich das Regency Grand betrete, wird die Welt technicolorbunt.

Wenn ich die Hand auf das glänzende Messinggeländer lege und die scharlachroten Stufen zum majestätischen Vorbau des Hotels hinaufsteige, bin ich Dorothy, die nach Oz kommt. Ich gehe durch die gläserne Drehtür, in der sich mein wahres Ich spiegelt – an meinem dunklen Haar und der blassen Haut hat sich nichts geändert, aber jetzt kehrt eine gesunde Röte auf meine Wangen zurück, meine Daseinsberechtigung ist wiederhergestellt.

Drinnen bleibe ich oft erst einmal stehen, um die prachtvolle Lobby zu betrachten. Sie verliert nie ihren Glanz, wird nie matt oder staubig, nie stumpf oder trist. Die Lobby ist Gott sei Dank immer gleich, Tag für Tag. Links befindet sich die Rezeption mit dem obsidianschwarzen Tresen und den schicken, wie Pinguine in Schwarz-Weiß gekleideten Rezeptionsangestellten. Dann ist da die weiträumige, hufeisenförmige Lobby selbst mit ihrem strahlend weißen Boden aus edlem italienischem Marmor, der den Blick hinaufenkt zur Empore im ersten Stock. Da sind die kunstvolle Art-déco-Einrichtung auf der Empore und die stattliche Treppe, die dorthin führt, sowie das opulente, glänzende Geländer, sich windende Schlangen, die goldene Treppenknäufe in den Messingfängen halten. Häufig stellen sich Gäste ans Geländer, die Hand auf einem blitzenden Knauf, und genießen den herrlichen Anblick unten – die Kofferträger, die mit Gepäck im Schlepptau im Zickzack durch die Lobby marschieren, die Gäste auf den eleganten Sesseln oder die Pärchen auf den smaragdgrünen Zweiersofas, die mit ihrem weichen, vornehmen Samt alle Geheimnisse schlucken.

Aber was ich an der Lobby vielleicht am liebsten mag, ist der Geruch, den ich zu Beginn jeder Schicht wahrnehme bei diesem ersten herrlichen Atemzug, der ganz eigene Duft des Hotels – diese Mischung aus edlen Damenparfüms, dem dunklen Moschusgeruch der Ledersessel, dem frischen Zitrusduft der Politur, mit der die glänzenden Marmorböden zweimal täglich behandelt werden. Es ist der Duft des Lebensgeistes. Der Wohlgeruch des Lebens selbst.

Jedes Mal, wenn ich zur Arbeit im Regency Grand erscheine, fühle ich mich wieder lebendig und als Teil des großen Ganzen, der Pracht und der Farben. Ich gehöre mit dazu zum großen Muster, ein leuchtendes, einzigartiges Quadrat, unverzichtbar für den Bilderteppich.

Gran hat immer gesagt: »Wenn du deine Arbeit liebst, wirst du keinen einzigen Tag im Leben arbeiten.« Und sie hat recht. Jeder Arbeitstag ist eine Freude für mich. Für diese Arbeit wurde ich geboren. Ich putze gern, ich mag meinen Zimmermädchenwagen, und ich mag meine Uniform.

Es geht nichts über einen perfekt ausgestatteten Zimmermädchenwagen am frühen Morgen. Meiner bescheidenen Meinung nach ist er ein Füllhorn des Überflusses und der Schönheit. Die entzückend verpackten kleinen Seifenstückchen mit dem Orangenblütenduft, die Shampoofläschchen von Crabtree & Evelyn, die gedrunghenen Taschentuschachteln, die in Hygienefolie eingeschweißten Toilettenpapierrollen, die gebleichten weißen Handtücher in drei Größen – Badetuch, Handtuch und Waschlappen – und die Stapel mit den Klapperdeckchen für das Tee- und Kaffeetablett. Nicht zu vergessen die Reinigungsausstattung, bestehend aus Staubwedel, Möbelpolitur mit Zitrusgeruch, zart duftenden antiseptischen Müllbeuteln sowie einer beeindruckenden Anzahl von Sprühflaschen mit Putz- und Desinfektionsmitteln, ordentlich aufgereiht und bereit, sämtliche Flecken auszumerzen, seien es

Kaffeeringe oder Erbrochenes – oder sogar Blut. Ein gut ausgestatteter Zimmermädchenwagen ist ein mobiles Hygienewunder, eine Reinigungsmaschine auf Rädern. Und wie gesagt, er ist schön.

Dann meine Uniform. Wenn ich zwischen meiner Uniform und meinem Wagen wählen müsste – ich glaube, das könnte ich nicht. Meine Uniform ist meine Freiheit. Sie ist der ultimative Tarnmantel. Im Regency Grand wird sie täglich in der Hotelwäscherei gereinigt, in den feuchten Eingeweiden des Hotels, von unseren Umkleideräumen aus ein Stück den Gang entlang. Jeden Tag, bevor ich zur Arbeit komme, wird mir die Uniform an die Spindtür gehängt, in dünne Plastikfolie gehüllt und mit einer kleinen Haftnotiz versehen, auf der mit schwarzem Marker mein Name steht. Was für eine Freude, sie morgens dort zu sehen, meine zweite Haut – sauber, desinfiziert, frisch gebügelt, duftend wie eine Mischung aus neuem Papier, Schwimmbad und nichts. Ein Neubeginn. Es ist, als wären der Vortag und sämtliche Tage davor weggewischt.

Wenn ich meine Zimmermädchenuniform anlege – weder die altbackene *Downton-Abbey*-Sorte noch das *Playboy*-Häschen-Klischee, sondern eine blendend weiße, gestärkte Hemdbluse und einen schmalen schwarzen Rock aus bequemem Stretchmaterial –, bin ich vollständig. Sobald ich mich für meinen Arbeitstag umgekleidet habe, bin ich selbstsicherer, habe das Gefühl, genau zu wissen, was ich sagen und tun muss – zumindest meistens. Und sobald ich sie am Ende des Tages ausziehe, fühle ich mich nackt, schutzlos, aufgelöst.

Ehrlich gesagt habe ich in zwischenmenschlichen Situationen häufig Schwierigkeiten; es ist wie ein raffiniertes Spiel mit komplizierten Regeln, die alle anderen kennen, aber ich spiele es immer zum ersten Mal. Ich verstoße mit erschreckender Re-

gelmäßigkeit gegen irgendeine Verhaltensregel, beleidige Menschen, wenn ich ihnen ein Kompliment machen möchte, deute Körpersprache falsch, sage das Falsche zum falschen Zeitpunkt. Nur durch Gran weiß ich, dass jemand, der lächelt, nicht unbedingt glücklich ist. Manchmal lächeln die Leute, wenn sie sich über einen lustig machen. Oder sie danken einem, obwohl sie einen am liebsten ohrfeigen würden. Gran hat immer gesagt, ich würde besser im Deuten von Verhalten – *jeden Tag in jeder Hinsicht, mein Schatz* –, aber jetzt, ohne sie, habe ich große Mühe. Früher beeilte ich mich auf dem Heimweg von der Arbeit und stellte ihr, sobald ich durch die Wohnungstür war, die Fragen, die ich mir den Tag über aufgespart hatte. »Ich bin wieder da! Gran, wirkt Ketchup wirklich bei Messing, oder sollte ich lieber bei Salz und Essig bleiben? Stimmt es, dass manche Leute ihren Tee mit Sahne trinken? Gran, warum haben sie mich heute bei der Arbeit Rumba genannt?«

Aber wenn ich jetzt die Wohnungstür öffne, kommt da kein »Ach, Molly, Liebes, ich erkläre es dir« oder »Ich mache dir erst mal eine ordentliche Tasse Tee und dann beantworte ich dir das alles«. Jetzt erscheint mir unsere gemütliche Wohnung mit den zwei Schlafzimmern hohl und leblos und leer, wie eine Höhle. Oder ein Sarg. Oder ein Grab.

Weil es mir so schwerfällt, Gesichtsausdrücke zu deuten, bin ich auch die Letzte, die zu Partys eingeladen wird, glaube ich. Anscheinend bin ich in Unterhaltungen tollpatschig, und wenn man dem Getuschel glaubt, habe ich keine gleichaltrigen Freunde. Zugegeben, das ist zu hundert Prozent korrekt. Ich habe keine gleichaltrigen Freunde, und übrigens überhaupt nur wenige Freunde.

Aber bei der Arbeit, wenn ich meine Uniform trage, füge ich mich ein. Ich werde zu einem Teil der Hotelausstattung, wie die schwarz-weiß gestreifte Tapete, die viele Flure und Zimmer

schmückt. In meiner Uniform kann ich jeder sein, solange ich den Mund halte. Bei einer polizeilichen Gegenüberstellung würden Sie mich nicht erkennen, selbst wenn Sie täglich zehnmal an mir vorbeigehen.

Kürzlich bin ich fünfundzwanzig geworden, »ein Vierteljahrhundert«, würde Gran an dieser Stelle verkünden, wenn sie noch etwas zu mir sagen könnte. Was sie nicht kann, denn sie ist tot.

Ja, tot. Warum es anders nennen, als es ist? Sie ist nicht dahingegangen wie eine angenehme Brise, die über die Heide streicht. Sie ist nicht sanft gegangen. Sie ist gestorben. Vor rund neun Monaten.

Der Tag nach ihrem Tod war schön und mild, und ich ging zur Arbeit wie sonst auch. Mr Alexander Snow, der Geschäftsführer des Hotels, war überrascht, mich zu sehen. Er erinnert mich an eine Eule mit seiner Schildpattbrille, die sehr groß für sein breites Gesicht ist. Sein sich lichtendes Haar ist mit Gel zurückgekämmt, und er hat einen spitzen Haaransatz. Niemand sonst im Hotel mag ihn sonderlich. Wie Gran sagen würde: *Gib nichts auf das, was die anderen denken; was du denkst, zählt.* Und ich stimme dem zu. Man muss nach seinen eigenen moralischen Grundsätzen leben, anstatt wie ein Schaf blindlings anderen hinterherzulaufen.

»Molly, was tun Sie denn hier?«, fragte Mr Snow, als ich am Tag nach Grans Tod zur Arbeit kam. »Mein herzliches Beileid. Mr Preston hat mir erzählt, dass Ihre Großmutter gestern von uns gegangen ist. Ich habe bereits eine Vertretung für Sie organisiert. Wenn Sie den Tag freinehmen würden, wäre das absolut im Rahmen des Üblichen.«

»Aber Mr Snow«, sagte ich. »Wenn das Wörtchen ›wenn‹ nicht wäre, wär mein Vater Millionär.«

Mr Snow sah aus, als wollte er gleich eine Maus hochwürgen. »Wie gesagt, ich möchte Ihnen mein aufrichtiges Beileid

aussprechen. Sind Sie sicher, dass Sie den Tag nicht freinehmen wollen?«

»Gran ist gestorben, nicht ich«, erwiderte ich. »Wie Gran sagen würde: *Das Leben geht weiter.*«

Er riss die Augen auf. Weil er schockiert war? Ich werde das nie verstehen – warum Menschen die Wahrheit schockierender als Lügen finden.

Dennoch gab Mr Snow nach. »Wie Sie wünschen, Molly.«

Wenige Minuten später war ich unten im Hauswirtschaftsbereich und zog im Umkleideraum meine Zimmermädchenuniform an wie jeden Tag – wie ich es heute Morgen getan habe und es auch morgen tun werde, obwohl heute jemand anderes – nicht Gran – gestorben ist. Und zwar nicht zu Hause, sondern im Hotel.

Ja. Genau. Heute bei der Arbeit fand ich einen Gast sehr tot in seinem Bett. Mr Black. *Den* Mr Black. Abgesehen davon war mein Arbeitstag völlig normal.

Ist es nicht interessant, dass ein einziges erschütterndes Ereignis die eigene Erinnerung an das, was passiert ist, verändern kann? Normalerweise gehen die Arbeitstage ineinander über, und die täglichen Aufgaben verschwimmen miteinander. Die Papierkörbe, die ich im dritten Stock leere, vermischen sich mit denen im zweiten. Ich hätte schwören können, dass ich gerade Suite 410 reinige, das Eckzimmer mit Blick auf die Westseite der Straße, dabei bin ich in Wirklichkeit am anderen Ende des Hotels in Zimmer 430, dem östlichen Eckzimmer, dem Gegenstück zu Suite 410. Aber dann geschieht etwas Außergewöhnliches – zum Beispiel findet man Mr Black tot in seinem Bett –, und plötzlich kristallisiert der Tag, wird fest statt gasförmig. Jeder Augenblick wird denkwürdig und unterscheidet sich von allen vorhergegangenen Arbeitstagen.

Es war heute, gegen 3 Uhr nachmittags, kurz vor Ende meiner Schicht, als das erschütternde Ereignis eintrat. Ich hatte

schon alle meine Zimmer gereinigt, auch das Penthouse der Blacks im dritten Stock, aber ich musste noch einmal dorthin zurück, um das Bad zu Ende zu putzen.

Glauben Sie auch nicht eine Sekunde lang, ich wäre bei der Arbeit schlampig oder unorganisiert, bloß weil ich das Penthouse der Blacks zweimal gereinigt habe. Wenn ich ein Zimmer reinige, nehme ich die Sache richtig in Angriff, putze alles von oben bis unten und hinterlasse es makellos – keine Oberfläche bleibt unabgewischt, kein Schmutz wird übersehen. *Sauberkeit kommt gleich nach Gottesfurcht*, sagte Gran immer, und ich glaube, das ist ein besserer Grundsatz für das Leben als die meisten anderen. Ich putze keine runden Ecken, ich bringe sie zum Glänzen. Da finden Sie keinen Fingerabdruck und keinen Schmierfleck mehr.

Ich war also nicht einfach bloß faul geworden und hatte beschlossen, das Bad der Blacks *auszulassen*, als ich an diesem Morgen den Rest ihrer Suite gereinigt habe. *Au contraire*. Bei meinem ersten Hygienebesuch war das Bad besetzt. Giselle, Mr Blacks derzeitige Frau, ging kurz nach meiner Ankunft duschen. Und sie gab mir zwar die Erlaubnis (mehr oder weniger), ihr Zimmer zu putzen, während sie unter der Dusche war, aber sie blieb dort so lange, dass der Wasserdampf allmählich unter der Badezimmertür hervorkroch.

Mr Charles Black und seine zweite Frau Giselle sind schon lange Stammgäste im Regency Grand. Jeder im Hotel kennt sie; alle im ganzen Land kennen sie. Mr Black wohnt – oder besser gesagt, wohnte – jeden Monat mindestens eine Woche bei uns, während er seine Immobilienangelegenheiten in der Stadt regelte. Er ist – war – ein berühmter Impresario, ein Magnat, ein Tycoon. Giselle und er schmückten oft die Gesellschaftsseiten, wo er als »stattlicher Silberhaariger mittleren Alters« beschrieben wurde, dabei hat er gar keine silbernen Haare. Giselle hin-

gegen wurde oft als »junge, geschmeidige Schickeria-Trophäe« beschrieben.

Ich fand, das klang schmeichelhaft, aber Gran war anderer Meinung. Als ich sie nach dem Grund fragte, sagte sie: *Es ist nicht das, was da steht, sondern das zwischen den Zeilen.*

Mr und Mrs Black sind noch nicht lange verheiratet, etwa zwei Jahre. Wir im Regency Grand hatten das Glück, dass dieses geschätzte Paar unser Hotel regelmäßig mit seiner Anwesenheit beehrt hat. Das stärkt unser Ansehen. Und das wiederum bedeutet mehr Gäste. Und das bedeutet, dass ich eine Arbeit habe.

Als Gran und ich vor über dreiundzwanzig Monaten einmal durch das Finanzviertel spazierten, zeigte sie mir alle Gebäude, die Mr Black gehörten. Mir war gar nicht klar gewesen, dass ihm etwa ein Viertel der Stadt gehörte, aber leider Gottes ist es so. Oder war so. Denn als Leiche kann man eben doch keine Immobilien besitzen.

»Das Regency Grand gehört ihm nicht«, hatte Mr Snow einmal gesagt, als Mr Black noch sehr lebendig war, und danach schnaubte er ganz komisch. Ich habe keine Ahnung, was dieses Schnauben zu bedeuten hatte. Mr Blacks zweite Frau Giselle sagt mir immer klar und deutlich, was sie meint. Und ich muss ihr nichts von den Augen ablesen. Unter anderem deshalb habe ich sie so gern.

Als ich heute Morgen das erste Mal im Penthouse der Blacks war, habe ich es von oben bis unten geputzt – außer dem Bad, weil Giselle dadrin war. Sie schien gar nicht sie selbst zu sein. Als ich hereinkam, fiel mir auf, dass ihre Augen gerötet und geschwollen waren. Eine Allergie? Oder könnte es Traurigkeit sein? Giselle hielt sich nicht lange auf, sondern lief kurz nach meinem Eintreffen ins Bad und knallte die Tür hinter sich zu.

Ich ließ nicht zu, dass ihr Verhalten meine Aufgabe beeinträchtigte. Im Gegenteil, ich machte mich sofort an die Arbeit

und reinigte die Suite energisch. Als alles perfekt war, stellte ich mich mit einer Schachtel Taschentücher an die verschlossene Badezimmertür und rief Giselle zu: »Ihre Zimmer sind in einen Zustand der Perfektion zurückversetzt! Ich komme später wieder, um das Bad zu putzen!«

»Okay«, erwiderte Giselle. »Kein Grund, so zu brüllen! Himmel!« Als sie schließlich herauskam, reichte ich ihr ein Taschentuch für den Fall, dass sie wirklich eine Allergie oder sich aufgeregt hatte. Ich rechnete mit einer kurzen Unterhaltung, weil sie oft ziemlich gesprächig ist, aber sie huschte schnell ins Schlafzimmer, um sich anzukleiden.

Da verließ ich die Suite und arbeitete mich Zimmer für Zimmer durch den dritten Stock. Ich schüttelte Kissen auf und polierte vergoldete Spiegel, sprühte Flecken von Tapeten und Wänden, packte benutztes Bettzeug und feuchte Handtücher zusammen und desinfizierte Toilettenschüsseln und Waschbecken.

Nach der Hälfte meiner Arbeit in diesem Stockwerk machte ich eine kurze Pause und brachte meinen Wagen in den Keller, wo ich zwei große, schwere Säcke mit schmutzigem Bettzeug und benutzten Handtüchern in der Wäscherei abgab. Obwohl es dort ziemlich stickig ist und überdies die Leuchtstoffröhren grell und die Decken sehr niedrig sind, war es eine Erleichterung, die schweren Säcke dort lassen zu können. Als ich wieder auf dem Flur stand, fühlte ich mich viel leichter, wenn auch eine Spur feucht.

Ich beschloss, Juan Manuel, einen Tellerwäscher, in der Küche zu besuchen, und sauste durch die verschlungenen Gänge, bog um die vertrauten Ecken – links, rechts, links, links, rechts –, ein bisschen wie eine schlaue, trainierte Maus in einem Labyrinth. Als ich die breite Küchentür aufschob, ließ Juan Manuel alles stehen und liegen und holte mir sofort ein großes Glas kaltes Wasser mit Eis, wofür ich sehr dankbar war.

Nach einem angenehmen kurzen Plausch verabschiedete ich mich von ihm. Dann füllte ich im Hauswirtschaftsbereich saubere Handtücher und Bettwäsche nach und fuhr hinauf in die frischere Luft des ersten Stocks, wo ich mit der Reinigung einer weiteren Reihe Zimmer begann, in denen das Trinkgeld verdächtigerweise nur aus Münzen bestand, aber dazu später mehr.

Als ich das nächste Mal auf die Uhr sah, war es kurz vor drei. Es wurde Zeit, zurück in den dritten Stock zu fahren und Mr und Mrs Blacks Bad zu putzen. Vor ihrer Tür blieb ich kurz stehen, lauschte auf Anzeichen, dass jemand da war, und klopfte vorschriftsmäßig. »Housekeeping!«, sagte ich laut, aber in einem höflich bestimmten Ton. Keine Antwort. Ich holte meine Generalschlüsselkarte hervor, öffnete und ging mit meinem Wagen hinein.

»Mr und Mrs Black? Dürfte ich meinen Hygienebesuch abschließen? Ich würde Ihre Suite gern in einen Zustand der Perfektion zurückversetzen.«

Nichts. Offenbar waren die Eheleute beide ausgegangen, so dachte ich jedenfalls. Umso besser für mich. So konnte ich meine Arbeit gründlich und ohne Störungen erledigen. Ich ließ die schwere Tür hinter mir zufallen und sah mich in ihrem Wohnzimmer um. Es war nicht so sauber und ordentlich, wie ich es einige Stunden zuvor verlassen hatte. Die Vorhänge an den imposanten deckenhohen Fenstern waren zugezogen, und auf dem Glastisch fand ich mehrere Scotchfläschchen aus der Minibar, daneben ein halb leeres Whiskyglas, daneben eine ungerauchte Zigarre, auf dem Boden eine zusammengeknüllte Serviette und auf dem Diwan eine Delle, die der Hintern des Trinkers dort hinterlassen hatte. Giselles gelbe Handtasche lag nicht mehr dort, wo ich sie am Morgen gesehen hatte, nämlich auf dem Sekretär neben der Tür der Suite, also war sie in der Stadt unterwegs.

Die Arbeit eines Zimmermädchens nimmt kein Ende, dachte ich bei mir, während ich das Kissen vom Diwan nahm, es aufschüttelte und an die richtige Stelle legte und alle etwaigen Diwanmängel richtete. Bevor ich den Tisch in Ordnung brachte, beschloss ich, mir den Zustand der übrigen Zimmer anzusehen. Es sah ganz danach aus, als müsste ich die gesamte Suite von vorn reinigen.

Ich ging zum Schlafzimmer im hinteren Teil der Suite. Die Tür stand offen, und einer der hoteleigenen flauschigen weißen Bademäntel lag gleich davor auf dem Boden. Von dort aus, wo ich stand, sah ich, dass eine Tür des Schlafzimmerschranks immer noch offen stand, genau wie heute Vormittag, als ich sie nicht hatte schließen können, da der Safe darin ebenfalls offen stand. Ein Teil des Safe-Inhalts war unangetastet – das sah ich sofort –, aber das, was mich am Vormittag einigermaßen fassungslos gemacht hatte, fehlte eklatant. In gewisser Hinsicht war ich erleichtert. Ich wandte meine Aufmerksamkeit vom Schrank ab, stieg vorsichtig über den Bademantel und betrat das Schlafzimmer.

Und erst da sah ich ihn. Mr Black. Er trug denselben Zweireiher wie am Morgen, als er mich auf dem Korridor fast umgerannt hätte, nur das Blatt Papier in seiner Brusttasche fehlte. Er lag auf dem Rücken im Bett. Das Bett war so zerwühlt, als hätte er sich hin und her geworfen, bevor er schließlich ruhig lag. Sein Kopf ruhte auf einem Kissen, nicht auf zweien, und zwei weitere Kissen lagen schief neben ihm. Ich würde das vorgeschriebene vierte Kopfkissen suchen müssen, das ich am Vormittag ganz sicher auf dem Bett platziert hatte, denn der Teufel steckt, wie man sagt, im Detail.

Mr Blacks Schuhe lagen am anderen Ende des Zimmers. Daran erinnere ich mich so genau, weil einer der Schuhe nach Süden und der andere nach Osten zeigte und ich sofort wusste, dass es meine Pflicht als Zimmermädchen war, beide Schuhe

so auszurichten, dass sie in dieselbe Richtung wiesen, und die fies verhedderten Schnürsenkel zu entwirren, bevor ich das Zimmer verließ.

Natürlich war mein erster Gedanke bei diesem Anblick nicht der, dass Mr Black tot war. Vielmehr dachte ich, dass er fest schlief, nachdem er am frühen Nachmittag im Wohnzimmer mehr als ein Gläschen getrunken hatte. Aber bei genauem Hinsehen fielen mir weitere Seltsamkeiten im Zimmer auf. Auf dem Nachttisch links von Mr Black lag ein geöffnetes Tablettenfläschchen, das ich als Giselles wiedererkannte. Mehrere kleine blaue Tabletten waren herausgepurzelt, einige lagen auf dem Nachttisch, andere am Boden. Ein, zwei Tabletten waren zu einem feinen Puder zertreten worden, der sich im Teppich festgesetzt hatte. Dies bedeutete staubsaugen auf höchster Stufe, gefolgt von einer Dosis Teppicherfrischer, um den Flor in einen Zustand der Perfektion zurückzusetzen.

Es kommt nicht oft vor, dass ich einen Gast tief und fest schlafend im Bett finde, wenn ich eine Suite betrete. Schon eher stolpere ich hin und wieder, sehr zu meiner Bestürzung, über Gäste in einem ganz anderen Zustand – in flagranti, wie man auf Latein sagt. Die meisten Gäste, die tagsüber schlafen oder privatime Aktivitäten nachgehen wollen, sind so rücksichtsvoll, das Schild »Bitte nicht stören« an die Tür zu hängen, das ich für solche Gelegenheiten immer auf den Sekretär an der Tür lege. Und sonst rufen sie in der Regel sofort laut, wenn ich sie ungewollt in einem ungünstigen Moment antreffe. Nicht so Mr Black. Er hat weder gerufen noch »Raus hier!« gesagt, womit er mich sonst immer wegschickte, wenn ich ungelogen kam. Vielmehr schlief er einfach weiter.

Dann wurde mir klar, dass ich ihn in den gut zehn Sekunden, die ich jetzt an seiner Schlafzimmertür stand, nicht atmen gehört hatte. Mit Menschen, die tief und fest schlafen, kenne

ich mich aus, weil Gran auch so war, aber niemand schläft so tief, dass er gar nicht mehr atmet.

Ich hielt es für klug, nach Mr Black zu sehen und mich zu vergewissern, ob es ihm gut ging. Auch das gehört zu den Pflichten eines Zimmermädchens. Ich trat einen kleinen Schritt vor, um sein Gesicht zu mustern. Da fiel mir auf, wie grau er aussah, wie aufgedunsen und wie ... eindeutig unwohl. Zögerlich ging ich noch näher heran, bis ich an seiner Bettkante stand. Seine Falten hatten sich tief eingegraben, sein Mund war mürrisch verzogen, wobei das bei Mr Black nichts Ungewöhnliches war. Um seine Augen herum waren seltsame kleine Flecken, wie rote und violette Nadelstiche. Erst da schrillten in meinem Kopf die Alarmglocken, und mir fiel auf, dass an dieser Situation mehr nicht stimmte, als ich anfangs bemerkt hatte.

Behutsam streckte ich die Hand aus und tippte Mr Black auf die Schulter. Sie fühlte sich steif und kalt an, wie ein Möbelstück. Ich hielt ihm die Hand vor den Mund und hoffte verzweifelt, seinen Atem zu spüren, aber vergeblich.

»Nein, nein, nein«, sagte ich, während ich zwei Finger an seinen Hals legte, um nach einem Puls zu fühlen, den ich nicht fand. Ich legte ihm die Hände auf die Schultern und schüttelte ihn. »Sir! Sir! Wachen Sie auf!« Wenn ich jetzt darüber nachdenke, war das dumm von mir, aber heute Nachmittag erschien es mir noch praktisch ausgeschlossen, dass Mr Black wirklich tot sein könnte.

Als ich ihn losließ, plumpste er zurück aufs Bett und schlug mit dem Kopf ganz leicht gegen das Kopfteil. Da wich ich zurück, und meine eigenen Arme hingen steif herab.

Ich ging zum anderen Nachttisch, auf dem ein Telefon stand, und rief am Empfang an.

»Regency Grand, die Rezeption. Wie kann ich Ihnen helfen?«

»Guten Tag«, sagte ich. »Ich bin kein Gast. Normalerweise rufe ich nicht um Hilfe. Hier ist Molly, das Zimmermädchen. Ich bin in der Penthouse-Suite, Suite 401, und ich habe es mit einer recht ungewöhnlichen Situation zu tun. Ein unüblicher Schlamassel gewissermaßen.«

»Warum rufen Sie die Rezeption an? Rufen Sie beim Housekeeping an.«

»Ich *bin* vom Housekeeping«, sagte ich und wurde lauter. »Könnten Sie bitte Mr Snow Bescheid geben, dass hier ein Gast ist, der ... dauerhaft unpässlich ist.«

»Dauerhaft unpässlich?«

Genau deshalb ist es immer am besten, stets direkt und klar zu sein, aber in diesem Moment, das muss ich zugeben, war ich vorübergehend kopflos.

»Er ist sehr tot«, sagte ich. »*Tot* in seinem *Bett*. Rufen Sie Mr Snow an. Und bitte verständigen Sie einen Notarzt. Sofort!«

Danach legte ich auf. Ehrlich gesagt kommt mir das, was dann geschah, surreal und wie ein schlechter Traum vor. Ich weiß noch, dass mein Herz wie wild schlug, das Zimmer zur Seite kippte wie in einem Hitchcock-Film, meine Hände klamm wurden und der Telefonhörer mir fast aus der Hand rutschte, als ich ihn auf die Gabel legen wollte.

Ich sah hoch. An der Wand vor mir hing ein Spiegel in einem goldenen Rahmen, der mir nicht nur mein eigenes entsetztes Gesicht zeigte, sondern all das, was ich bisher übersehen hatte.

Das Schwindelgefühl verstärkte sich, der Boden war so schief wie in einem Spiegelkabinett. Ich legte mir die Hand auf die Brust, ein vergeblicher Versuch, mein zitterndes Herz zur Ruhe zu bringen.

Es ist leichter, als Sie es für möglich halten würden: vor aller Augen und trotzdem größtenteils unsichtbar zu sein. Das habe

ich bei meiner Tätigkeit als Zimmermädchen gelernt. Man kann noch so wichtig sein, noch so entscheidend für das große Ganze, und doch einfach übersehen werden. Das gilt für Zimmermädchen und anscheinend auch für andere. Es ist eine sehr schmerzliche Wahrheit.

Nicht lange danach wurde ich ohnmächtig. Es wurde dunkel im Zimmer, und ich sackte einfach zusammen, wie es mir manchmal passiert, wenn mich etwas überwältigt.

Jetzt, wo ich in Mr Snows luxuriösem Büro sitze, zittern mir die Hände. Meine Nerven sind zum Zerreißen gespannt. Was richtig ist, ist richtig. Passiert ist passiert. Dennoch zittere ich.

Um mich zu beruhigen, wende ich Grans Trick an. Immer wenn in einem Film die Spannung unerträglich wurde, nahm sie die Fernbedienung und spulte vor. »Na bitte«, sagte sie dann. »Wozu unsere Nerven strapazieren, wenn das Ende unvermeidlich ist? Es kommt, wie es kommen muss.« Das gilt für Filme, aber weniger im richtigen Leben. Im richtigen Leben kann man mit seinen Taten den Ausgang einer Situation verändern, von traurig zu glücklich, von enttäuschend zu befriedigend, von falsch zu richtig.

Grans Trick hilft mir sehr. Ich spule vor und lasse meine innere Filmvorführung an genau der richtigen Stelle weiterlaufen. Das Zittern lässt sofort nach. Noch immer war ich in der Suite, aber nicht mehr im Schlafzimmer, sondern an der Eingangstür. Ich lief zurück ins Schlafzimmer, nahm den Telefonhörer zum zweiten Mal ab und rief an der Rezeption an. Diesmal verlangte ich Mr Snow zu sprechen. Als ich ihn »Hallo? Was gibt es?« fragen hörte, achtete ich darauf, mich sehr klar auszudrücken.

»Hier ist Molly. Mr Black ist tot. Ich bin *in seinem Zimmer*. Bitte wählen Sie sofort den Notruf.«

Eine knappe Viertelstunde später kam Mr Snow herein, hinter sich eine kleine Armee von medizinischem Personal und

Polizisten. Er nahm mich beim Ellbogen wie ein kleines Kind und führte mich hinaus.

Und jetzt sitze ich hier in seinem Büro abseits der Hotellobby, in einem knarzenden braunen Ledersessel mit hoher Rückenlehne. Mr Snow ist schon eine Weile fort – vielleicht eine Stunde, vielleicht schon länger? Er hat gesagt, ich solle mich nicht von der Stelle rühren, bis er zurückkommt. In einer Hand halte ich eine schöne Tasse Tee, in der anderen ein Stück Shortbread, kann mich aber nicht erinnern, wer mir das gebracht hat. Ich führe die Tasse an die Lippen – der Tee ist warm, aber nicht zu heiß, eine ideale Temperatur. Meine Hände zittern immer noch leicht. Wer hat mir so eine perfekte Tasse Tee gemacht? War es Mr Snow? Oder jemand aus der Küche? Vielleicht Juan Manuel? Vielleicht war es Rodney an der Bar, eine schöne Vorstellung – Rodney, der mir eine perfekte Tasse Tee macht.

Während ich die Tasse betrachte, eine echte Porzellantasse mit einem Dekor aus rosa Rosen und grünen Dornen, vermisse ich plötzlich Gran. Ganz schrecklich.

Ich beiße von dem Shortbread ab, das angenehm zwischen meinen Zähnen zerbröselt. Es ist knusprig, süß und butterig. Alles in allem ist es ein herrliches Gebäck. Es schmeckt süß, ach, so süß.